

ROBERT LUDLUM

PATRICK LARKIN

**DIE LAZARUS
VENDETTA**

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Helmut Gerstberger

HEYNE <

Das Buch

Die Lazarus-Gruppe ist die Speerspitze einer Umweltbewegung, die gegen die Technologisierung der Welt kämpft. Aus diesem Grund steht sie ständig unter Beobachtung der wichtigsten Geheimdienste der Welt. Sie wird angeführt von einem mysteriösen Führer mit dem Namen »Lazarus«, den aber noch niemand in Wirklichkeit gesehen hat. Als nach einer Attacke auf ein Forschungslabor tausende Menschen ums Leben kommen, schlägt die Stunde von Colonel Smith und seinem Team. Er soll herausfinden, wer Lazarus tatsächlich ist und welche weiteren Pläne er hegt. Es ist höchste Zeit, Lazarus zu enttarnen, bevor der Terror neue Opfer fordert.

Die Autoren

Robert Ludlums Romane wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt und erreichten weltweit eine Auflage von über 200 Millionen Exemplaren. Im Heyne Verlag erschien zuletzt »Das Bourne Vermächtnis« und »Der Tristan-Betrug«. Robert Ludlum verstarb im März 2001. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Patrick Larkin hat als Co-Autor mit Larry Bond die Bestseller *Red Phoenix* und *The Enemy Within* veröffentlicht. Er studierte an der University of Chicago und lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Nordkalifornien.

Lieferbare Titel

Die Bourne Identität – Das Bourne Ultimatum – Das Bourne Imperium – Das Bourne Vermächtnis – Das Jesus-Papier – Die Lennox-Falle – Der Ikarus-Plan – Der Gandolfo-Anschlag – Der Janson-Befehl – Der Tristan-Betrug – Der Matarese-Bund – Der Prometheus-Vertrat – Das Scarlatti-Erbe – Das Sigma-Protokoll – Die Paris-Option – Der Cassandra-Plan – Der Hades-Faktor – Der Altman-Code

Prolog

SAMSTAG, 25. SEPTEMBER

Nahe des Tuli Valley, Zimbabwe

Das letzte Licht der Sonne war am Horizont erloschen, und tausende von Sternen schimmerten am dunklen Himmel, der sich hoch über dem zerklüfteten, staubtrockenen Land wölbte. Diese Region von Zimbabwe war bettelarm, selbst an dem sehr niedrigen Lebensstandard dieses problemgeplagten Landes gemessen. Es gab so gut wie kein elektrisches Licht, das die Nacht erhellte, und nur wenige befestigte Straßen, die die abgelegenen Dörfer des südlichen Matabelelandes mit der größeren Welt jenseits davon verbanden.

Plötzlich tauchten die Scheinwerfer eines Autos in der Dunkelheit auf, tasteten mit ihren Lichtfingern flüchtig über dichtes Gestrüpp aus knorrigen, verkrüppelten Bäumen, über verfilzte Dornbüsche und spärliches Gras hier und dort. Ein verbeulter Toyota Pick-up schwankte durch die Kurven der ausgefahrenen Staubpiste; das Getriebe knirschte protestierend, als er langsam durch eine Reihe tiefer Rinnen holperte. Schwärme von Insekten flatterten in den auf und ab hüpfenden Lichtkegeln der Scheinwerfer und klatschten gegen die staubbedeckte Frontscheibe.

»Merde!«, fluchte Gilles Ferrand leise, während er mit dem

Lenkrad kämpfte. Mit einem angestregten Stirnrunzeln beugte sich der große, bärtige Franzose nach vorn und versuchte, durch den aufwirbelnden Staub und die fliegenden Insekten im Scheinwerferlicht die Fahrbahn zu erkennen. Seine dicke Brille rutschte auf seinem Nasenrücken nach unten. Er nahm eine Hand vom Steuer, schob die Brille wieder zurück und stieß dann erneut einen grimmigen Fluch aus, als der Pick-up um ein Haar von der kurvigen Piste abkam.

»Wir hätten in Bulawayo früher losfahren sollen«, brummte er, den Kopf halb der schlanken, grauhaarigen Frau neben ihm zugewandt. »Diese so genannte Straße hier ist schon bei Tageslicht schlimm genug. Bei Nacht ist sie ein Albtraum. Wenn bloß das Flugzeug nicht so spät gekommen wäre.«

Susan Kendall zuckte mit den Schultern. »Wenn Wünsche kleine bunte Fische wären, Gilles, wären wir alle schon an Quecksilbervergiftung gestorben. Unser Projekt braucht das neue Saatgut und die Gerätschaften, die sie uns geschickt haben, und wenn man der Mutter dient, muss man Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen.«

Ferrand verzog das Gesicht und wünschte sich zum tausendsten Mal, seine so spröde und pedantisch wirkende amerikanische Kollegin würde ihm nicht ständig Vorlesungen halten. Sie waren beide seit langem Aktivisten der weltumspannenden Lazarus-Bewegung, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Erde vor der krankhaften Gier des ungezügelten globalen Kapitalismus zu retten. Sie hatte keinen Grund, ihn wie einen Schuljungen zu behandeln.

Die Scheinwerfer des Pick-up schälten einen vertrauten Felsen neben der Piste aus der Dunkelheit. Der Franzose seufzte erleichtert. Sie waren nicht mehr weit von ihrem Ziel – ein winziges Dorf, das vor drei Monaten in das Programm der Lazarus-Bewegung aufgenommen worden war. Er hatte den

ursprünglichen Namen des Dorfes vergessen. Als Erstes hatten er und Kendall den Ort in Kusasa umbenannt, was in dem hier gesprochenen Nbelele-Dialekt soviel wie »Morgen« hieß. Es war ein passender Name, zumindest hofften sie es. Die Leute von Kusasa waren mit der Namensänderung einverstanden gewesen und hatten die ihnen angebotene Hilfe der Bewegung bei der Rückkehr zu natürlichen und ökologisch verträglichen Ackerbaumethoden angenommen. Er und Susan glaubten beide daran, dass ihre Arbeit hier den Weg zur Wiedergeburt einer ganz und gar organischen Landwirtschaft in Afrika weisen würde, einer Landwirtschaft, die im völligen Gegensatz stand zu den giftigen Pestiziden, den Kunstdüngern und den gefährlichen genetisch veränderten Getreidesorten des Westens. Die Amerikanerin war überzeugt, dass ihre leidenschaftlichen Appelle die Dorfältesten überzeugt hatten. Ferrand, von Natur aus zynischer als seine Kollegin, hegte allerdings den leisen Verdacht, dass die großzügige Unterstützung in Form von barem Geld seitens der Bewegung mehr Überzeugungskraft besessen hatte. Wie auch immer, dachte er, in diesem Fall würden die Ergebnisse die Mittel mehr als rechtfertigen.

Er bog von der Hauptpiste ab und fuhr langsam auf eine kleine Ansammlung von grellbunt gestrichenen Hütten, wellblechbedeckten Behausungen und schiefen, aus dornigen Zweigen gebauten Rinderpferchen zu. Kusasa lag, umgeben von kleinen Feldern, in einem flachen Tal, das von niedrigen, mit Felsen übersäten Hügeln und hohem Gestrüpp gesäumt wurde. Er brachte den Pick-up zum Stehen und hupte kurz.

Niemand kam, um sie zu begrüßen.

Ferrand machte den Motor aus, ließ die Scheinwerfer jedoch an. Einen Moment lang saß er reglos da und lauschte. Die Hunde des Dorfes heulten. Er fühlte, wie sich die Haare in seinem Nacken sträubten.

Susan Kendall runzelte die Stirn. »Wo stecken sie alle?«

»Ich weiß es nicht.« Ferrand rutschte hinter dem Lenkrad hervor und stieg vorsichtig aus. Inzwischen müssten sie eigentlich von Dutzenden aufgeregter Männer, Frauen und Kinder umringt sein, die alle fröhlich lachten und durcheinanderschwatzten beim Anblick der prall gefüllten Säcke mit Saatgut und der nagelneuen Schaufeln, Rechen und Hacken, die sich auf der Ladefläche des Toyota türmten.

Doch nichts regte sich zwischen den dunklen Hütten von Kusasa.

»Hallo?«, rief der Franzose. Er versuchte es mit seinem begrenzten Ndebele-Wortschatz. »*Litshone Njani!* Guten Abend!«

Die Hunde heulten nur noch lauter und bellten den Nachthimmel an.

Ferrand fröstelte. Er beugte sich in das Führerhaus des Pick-up zurück. »Irgendwas stimmt hier nicht, Susan. Sie sollten Kontakt mit unseren Leuten aufnehmen. Jetzt. Als Vorsichtsmaßnahme.«

Die grauhaarige Amerikanerin starrte ihn einen Augenblick lang an, dann weiteten sich ihre Augen plötzlich. Sie nickte und stieg aus dem Toyota. Mit raschen Handgriffen fuhr sie den mit Satellitentelefon ausgerüsteten Laptop-Computer hoch, den sie im Einsatz stets dabei hatten. Er ermöglichte ihnen, mit ihrer Zentrale in Paris Verbindung aufzunehmen, obwohl er in erster Linie dafür benutzt wurde, Fotos und Berichte über die Fortschritte, die sie machten, auf die Website von Lazarus zu übertragen.

Ferrand sah ihr schweigend zu. Die meiste Zeit fand er Susan Kendall ziemlich energiegeland, aber sie hatte Mut, wenn es darauf ankam. Mehr Mut vielleicht als er. Er seufzte und griff unter den Sitz nach der Taschenlampe, die dort befestigt war.

Er überlegte einen Moment lang und hängte sich dann ihre Digitalkamera über die Schulter.

»Was haben Sie vor, Gilles?«, fragte sie, während sie bereits die Codenummer für Paris eintippte.

»Ich werd mich mal umsehen«, gab er mürrisch zurück.

»Okay. Aber Sie sollten warten, bis ich eine Verbindung habe«, erwiderte Kendall. Sie hielt eine Weile das Satellitentelefon ans Ohr. Ihr dünnlippiger Mund wurde noch schmaler. »Im Büro ist niemand mehr. Keiner nimmt ab.«

Ferrand sah auf seine Uhr. In Frankreich war es nur eine Stunde früher, aber es war Wochenende. Sie waren auf sich allein gestellt. »Versuchen Sie die Webseite«, schlug er vor.

Sie nickte.

Ferrand musste sich zwingen, sich in Bewegung zu setzen. Er gab sich einen Ruck und ging mit langsamen Schritten ins Dorf. Er schwenkte den Lichtkegel der Taschenlampe in weitem Bogen durch die Dunkelheit vor ihm. Eine Eidechse huschte vor dem Lichtstrahl in Deckung und erschreckte ihn. Er stieß einen leisen Fluch hervor und ging weiter.

Trotz der kühlen Abendluft schwitzte er, als er den offenen Platz in der Mitte von Kusasa erreichte. Hier war der Dorfbrunnen. Er war ein beliebter Treffpunkt für Jung und Alt, wenn der Tag vorüber war. Er schwenkte den Lichtkegel über den hartgebackenen Lehm – und erstarrte.

Die Leute von Kusasa würden sich nicht über das Saatgut und die Gerätschaften freuen, die sie ihnen gebracht hatten. Sie würden auch nicht den Weg für die Wiedergeburt der afrikanischen Landwirtschaft bereiten. Sie waren tot. Sie waren alle tot.

Der Franzose stand wie festgewurzelt, während seine Gedanken vor Entsetzen durcheinander wirbelten. Überall, wohin er blickte, Leichen. Tote Männer, Frauen und Kinder lagen

über den Platz verstreut, reglose Häufchen im Schein seiner Taschenlampe. Die meisten der Leichen waren unversehrt, wenn auch verdreht und entstellt von furchtbaren Todesqualen. Andere wirkten grauenvoll hohl, als seien Teile ihrer Eingeweide herausgefressen worden. Einige waren nur mehr zerrissene, in Lachen von geronnenem Blut liegende Fleischfetzen, aus denen Knochen ragten.

Tausende von riesigen schwarzen Fliegen schwärmten über die verstümmelten Körper und labten sich ohne Hast an den Überresten. In der Nähe des Brunnens stupste ein kleiner Hund mit der Schnauze gegen den verkrümmten Körper eines kleinen Kindes und versuchte vergeblich, seinen Spielkameraden aufzuwecken.

Gilles Ferrand schluckte mühsam und zwang den hochsteigenden Schwall von Galle und Mageninhalt hinab. Mit zitternden Händen legte er die Taschenlampe auf den Boden, zerterte die Digitalkamera von seiner Schulter und fing an, Fotos zu machen. Jemand musste dieses furchtbare Gemetzel dokumentieren. Jemand musste die Welt über dieses Massaker an Unschuldigen informieren – an Menschen, deren einziges Verbrechen gewesen war, sich auf die Seite der Lazarus-Bewegung zu stellen.

Vier Männer lagen bewegungslos auf einem der Hügel über dem Dorf. Sie trugen Wüstenkampfanzüge und kugelsichere Westen. Nachtsichtgeräte und Nachtfeldstecher ermöglichten es ihnen, jede Bewegung dort unten zu beobachten, während mit Verstärkern ausgerüstete Mikrofone jedes Geräusch in ihre Kopfhörer übertrugen.

Einer der Beobachter studierte einen abgeschirmten Monitor. Er blickte auf. »Sie haben eine Verbindung zum Satelliten. Und wir zapfen sie an.«

Sein Kommandant, ein riesenhafter Mann mit kastanienbraunem Haar und hellgrünen Augen, grinste sparsam. »Gut.« Er beugte sich näher, um einen besseren Blick auf den Monitor zu haben. Auf ihm war eine Reihe von grauenvollen Bildern zu sehen – die Bilder, die Gilles Ferrand vor ein paar Minuten gemacht hatte und die nun eines nach dem anderen auf die Website der Lazarus-Bewegung übertragen wurden.

Der grünäugige Mann beobachtete den Vorgang aufmerksam. Dann nickte er. »Das reicht. Unterbrich ihre Verbindung.«

Der Beobachter befolgte die Order und tippte mit fliegenden Fingern Befehlsketten in eine tragbare Folientastatur. Er drückte die Enter-Taste und schickte damit eine Sequenz von kodierte Befehlen an den Kommunikationssatelliten hoch über ihnen. Eine Sekunde später erstarrten die digitalen Bilder, die aus Kusasa in den Äther gestrahlt wurden, flackerten kurz und verschwanden dann.

Der Mann mit den grünen Augen richtete den Blick auf die beiden Männer, die neben ihm auf dem Hügel lagen. Beide waren mit Heckler & Koch PSG-1 Präzisionsgewehren bewaffnet, die für verdeckte Operationen entwickelt worden waren. »Erschießt sie jetzt.«

Er richtete sein Nachtglas auf die beiden Lazarus-Aktiven. Der bärtige Franzose und die schlanke Amerikanerin starrten ungläubig auf den Monitor ihres Satellitentelefonhinaus.

»Ziel erfasst«, murmelte einer der Scharfschützen. Er drückte den Abzug. Das 7.62 mm-Projektile traf Ferrand in die Stirn. Der Franzose taumelte rückwärts gegen den Toyota und rutschte zu Boden, an der Beifahrertür hinterließ er eine verschmierte Spur aus Blut und Gehirnmasse. »Ziel getroffen.«

Der zweite Scharfschütze feuerte einen Sekundenbruchteil später. Sein Geschoss traf Susan Kendall in den Rücken. Sie sackte neben ihrem Kollegen zu Boden.

Der große, grünäugige Anführer stand auf. Ein paar andere von seinen Männern stiegen bereits, in Schutzanzügen gegen Gefahrenstoffe gehüllt, den Abhang hinab, langsam, um die hochempfindlichen Geräte, die sie trugen, nicht zu beschädigen. Er schaltete sein Kehlkopfmikrofon ein und meldete über eine verschlüsselte Satellitenverbindung: »Hier ist Prime. Field One ist abgeschlossen. Datensammlung, Evaluation und Analyse werden wie geplant durchgeführt.« Er blickte auf die beiden toten Lazarus-Aktivisten hinab. »SPARK wurde ebenfalls initiiert – wie befohlen.«

Teil eins

Kapitel eins

DIENSTAG, 12. OKTOBER

Teller Institute for Advanced Technology,
Santa Fe, New Mexico

Lieutenant Colonel Dr. med. Jonathan (»Jon«) Smith bog von der Old Agua Fria Road auf die Zufahrtsstraße zum Haupttor des Instituts. Er kniff die Augen gegen das grelle Licht des frühen Morgens zu Schlitzen zusammen. Zu seiner Linken im Osten schob sich gerade die Sonne über die leuchtenden, schneebedeckten Gipfel der Sangre de Cristo Mountains und tauchte die steilen, mit gelbblättrigen Espen, riesigen Fichten, Kiefern und Eichen bestandenen Hänge in goldenes Licht. Weiter unten, am Fuß der Berge, lagen die niedrigeren Nusskiefern, Lärchen und Wacholderbäume noch immer im Schatten, ebenso wie das dichte Gestrüpp aus Ginster und Beifuß, das die dicken, sandfarbenen Adobe-Mauern des Instituts umgab.

Einige der Demonstranten, die entlang der Straße die Nacht über campiert hatten, krochen aus ihren Schlafsäcken und folgten dem vorüberfahrenden Wagen mit ihren Blicken. Ein paar hielten selbst gemachte Schilder in die Höhe, auf denen sie STOPPT DIE MÖRDERWISSENSCHAFT, NEIN ZUR NANOTECHNOLOGIE oder LAZARUS AN DIE

MACHT forderten. Die meisten blieben jedoch liegen, waren noch nicht bereit, dem kalten Oktobermorgen ins Gesicht zu sehen. Santa Fe lag in einer Höhe von mehr 2300 Metern, und in der Nacht wurde es empfindlich kalt.

Smith empfand einen momentanen Anflug von Sympathie für die Demonstranten. Obwohl die Heizung in seinem Mietwagen lief, konnte er die Kälte durch seine braune Bomber-Lederjacke und die sorgfältig gebügelte Khakihose spüren.

Ein grau uniformierter Wachposten am Tor hob den Arm, und Smith hielt an. Er kurbelte das Fenster herab und reichte dem Wachmann seinen U.S. Army Dienstaussweis. Das Foto auf dem Ausweis zeigte einen durchtrainierten Mann Anfang vierzig – einen Mann, dessen hohe Backenknochen und glatte, dunkle Haare ihm das Aussehen eines hochmütigen spanischen Edelmanns verliehen. Tatsächlich jedoch widerlegte das amüsierte Funkeln seiner dunkelblauen Augen den Eindruck von Arroganz.

»Guten Morgen, Colonel«, sagte der Wachposten, ein ehemaliger Staff Sergeant bei den Army Rangers namens Frank Diaz. Nachdem er den Ausweis eingehend begutachtet hatte, beugte er sich vor und spähte durch die Wagenfenster, um sich zu vergewissern, dass Smith allein war. Seine rechte Hand schwebte wachsam in der Nähe der 9mm-Beretta-Pistole, die in einem Halfter an seiner Hüfte steckte. Die Deckklappe des Halfters war offen – wodurch er die Beretta schneller ziehen konnte, falls nötig.

Smith zog unwillig die Augenbrauen hoch. Die Sicherheitsmaßnahmen am Teller Institut waren normalerweise entspannter und sicherlich nicht auf dem Standard der streng geheimen Atomforschungslaboratorien im nahe gelegenen Los Alamos. Doch der Terminplan des Präsidenten der Vereinig-

ten Staaten, Samuel Adams Castilla, sah vor, dem Institut in drei Tagen einen Besuch abzustatten. Und jetzt war für die Zeit, in der er seine Rede halten würde, eine riesige Antitechnologiekundgebung organisiert worden. Die Demonstranten vor dem Tor heute Morgen waren nur die erste Welle von tausenden mehr, die aus allen Teilen der Welt hier zusammenströmen würden. Er deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Kriegen Sie von den Leuten da draußen schon Zunder, Frank?«

»Nicht sonderlich viel bisher«, räumte Diaz ein. Er zuckte mit den Schultern. »Wir haben ein wachsames Auge auf sie. Diese Demonstration macht die Leute in der Regierung nervös. Das FBI sagt, es sind ein paar wirklich hartgesottene Krawallbrüder hierher unterwegs – die Sorte, die drauf steht, Molotowcocktails zu werfen und Fensterscheiben einzuschlagen.«

Smith runzelte die Stirn. Massenproteste lockten überall auf der Welt Anarchisten mit einem Faible für Gewalt und Zerstörung von Eigentum an. Genua, Seattle, Cancun und ein halbes Dutzend anderer Städte auf dem Globus hatten bereits erlebt, dass ihre Straßen in Schlachtfelder für maskierte Chaoten und die Polizei verwandelt wurden.

Während ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging, deutete er einen militärischen Gruß an und fuhr weiter in Richtung Parkplatz. Die Aussichten, in einem Aufruhr festzusitzen, waren nicht sonderlich erfreulich. Nicht, wenn man in New Mexico auch ein bisschen Urlaub machen möchte.

Das kannst du dir abschminken, dachte Smith mit einem schiefen Grinsen. Betrachte es als einen Arbeitsurlaub. Als Militärarzt und Experte für Molekularbiologie verbrachte er den Großteil seiner Zeit im Dienst des U.S. Army Medical Research Institute of Infectious Diseases (USAMRIID), dem Medizinischen Forschungsinstitut für Infektionskrankheiten

der U.S. Armee in Fort Detrick, Maryland. Seine Tätigkeit am Teller Institut war nur temporär.

Das Office of Science and Technology des Pentagon hatte ihn nach Santa Fe geschickt, damit er sich die Arbeit ansah, die in den drei Laboratorien für Nanotechnologie des Instituts gemacht wurde, und einen Bericht darüber verfasste. Überall auf der Welt lagen Wissenschaftler im heftigen Wettstreit, praktikable und profitable Anwendungsmöglichkeiten für die Nanotechnologie zu entwickeln. Einige der Besten ihres Fachs arbeiteten hier in Teams des Teller Instituts, der Harcourt Biosciences und der Nomura PharmaTech. Grundsätzlich betrachtet, dachte Smith zufrieden, hatte ihm das Verteidigungsministerium einen Platz in der ersten Reihe zugewiesen, von dem er die Entwicklung der vielversprechendsten neuen Technologien des Jahrhunderts aus nächster Nähe beobachten konnte.

Die Arbeit hier war genau nach seinem Geschmack. Das Wort *Nanotechnologie* stand für ein weit gefächertes Spektrum von Inhalten. Im Wesentlichen bedeutete es die Entwicklung hochkomplizierter Maschinen, die so winzig waren, dass es das menschliche Vorstellungsvermögen überstieg. Ein Nanometer war gerade mal ein Milliardstel eines Meters, etwa zehnmal so groß wie ein Atom. Entwickle eine Konstruktion mit einer Größe von zehn Nanometern und du hast etwas, das nur ein Zehntausendstel des Durchmessers eines menschlichen Haares misst. Nanotechnologie war Ingenieurskunst auf molekularer Ebene, eine Technologie, in der Quantenphysik, Chemie, Biologie und der Einsatz von Hochleistungsrechnern zusammenspielten.

Wissenschaftsjournalisten entwarfen leuchtende Zukunftsvisionen von Robotern, die nur die Größe von ein paar Atomen besaßen und durch den menschlichen Körper streiften,

um Krankheiten zu heilen und innere Verletzungen zu reparieren. Andere verlangten von ihren Lesern, sich Informationsspeichereinheiten vorzustellen, die ein Millionstel der Größe eines Salzkorns haben und das gesamte Wissen der Menschheit erfassen können. Oder Staubkörner, die als hypereffektive Staubsauger durch die verschmutzte Atmosphäre trieben und dabei den Himmel blank putzten.

Smith hatte in den letzten Wochen am Teller Institut genug gesehen, um zu wissen, dass ein paar dieser scheinbar unmöglichen Vorstellungen bereits kurz vor der Realisation standen. Er zwängte seinen Wagen in eine Parklücke zwischen zwei riesige Geländewagen. Ihre Windschutzscheiben waren vereist, ein Zeichen, dass die Wissenschaftler oder Techniker, denen die Wagen gehörten, die ganze Nacht über im Labor geblieben waren. Er nickte anerkennend. Das waren die Jungs, die an den echten Wundern arbeiteten und sich von starkem schwarzem Kaffee, koffeinhaltigem Soda und von Zucker klebrigen Snacks aus dem Automaten ernährten.

Er stieg aus dem Mietwagen und zog gegen die kalte Morgenluft den Reißverschluss seiner Jacke hoch. Dann roch er den schwachen Duft von Lagerfeuern und Cannabis, der aus dem Lager der Demonstranten herüberwehte. Immer mehr Kleinbusse, Volvo-Kombis, Charterbusse und mit Gas oder Strom betriebene Autos bogen von der Interstate 25 auf die Zufahrtsstraße zum Institut. Er legte die Stirn in düstere Falten. Die angekündigten Massen sammelten sich.

Leider hatte die Nanotechnologie auch eine potenziell dunkle Seite, die den Befürchtungen und Katastrophenvorstellungen der Aktivisten und Eiferer der Lazarus-Bewegung, die sich draußen vor dem Maschendrahtzaun des Instituts sammelten, immer wieder neue Nahrung gab. Die Vorstellung von Maschinen, die so winzig waren, dass sie ohne weiteres in

menschliche Zellen eindringen konnten, und die Fähigkeit besaßen, atomare Strukturen zu verändern, versetzte sie in Angst und Schrecken. Radikale Bürgerrechtler warnten vor den Gefahren, die der Menschheit von »Spionagemolekülen« drohten, die unbemerkt an sämtlichen öffentlichen und privaten Orten lauern würden. Ausgeflippte Konspirationsapostel füllten Internet-Chatrooms mit Gerüchten über heimlich entwickelte winzige Tötungsmaschinen. Andere hatten Angst davor, dass sich entkommene Nanomaschinen selbst vervielfältigen und in einer endlosen Parade von Zauberbesen, die den *Zauberlehrlingen* der modernen Zeiten nicht mehr gehorchten, über die Erde tanzen und schließlich die Erde und alles Leben auf ihr vernichten würden.

Jon Smith zuckte mit den Schultern. Wilden Übertreibungen konnte man am besten dadurch begegnen, indem man ihnen greifbare Resultate gegenüberstellte. Wenn die meisten Leute den unbestreitbaren Nutzen der Nanotechnologie erst einmal erkannt hatten, würden auch ihre irrationalen Ängste allmählich weniger werden. Zumindest hoffte er dies. Er machte abrupt auf dem Absatz kehrt und strebte, neugierig darauf, was für neue Wunder die Männer und Frauen in den Labors über Nacht ausgetüfelt hatten, auf den Haupteingang des Instituts zu.

Zweihundert Meter jenseits des Maschendrahtzauns saß Malachi MacNamara mit überkreuzten Beinen auf einer bunten, im Schatten einer mächtigen Lärche ausgebreiteten indianischen Decke. Seine blassblauen Augen waren offen, doch er saß vollkommen ruhig und reglos da. Die in der Nähe campierenden Anhänger der Lazarus-Bewegung waren überzeugt, dass der hagere, wettergegerbte Kanadier meditierte, um seine geistigen und körperlichen Energien für den bevorstehen-

den Kampf zu sammeln. Der pensionierte Biologe des Forest Service in British Columbia hatte ihre Bewunderung bereits gewonnen, als er mit eindringlichen Worten »sofortiges Handeln« gefordert hatte, um die Ziele der Bewegung zu erreichen.

»Die Erde stirbt«, erklärte er ihnen. »Sie erstickt unter den ungeheueren Mengen von giftigen Pestiziden und anderen Schadstoffen, die sie verschmutzen. Die Wissenschaft wird sie nicht retten. Die neuen Technologien werden sie nicht retten. Sie sind ihre Feinde und die wahre Ursache der Verschmutzung und Vergiftung unseres Planeten. Wir müssen etwas gegen sie tun. Jetzt. Nicht irgendwann. Jetzt! Solange es noch nicht zu spät dafür ist ...«

MacNamara verbarg ein dünnes Grinsen, als er sich an ihre glühenden, von seiner Rhetorik erhitzten Gesichter erinnerte. Er hatte mehr Talent als Redner oder Prediger, als er geglaubt hatte.

Er beobachtete die Aktivitäten in seiner Umgebung. Diesen Platz hatte er sorgfältig ausgewählt. Von hier aus überblickte er das große, grüne Zelt, das die Leute der Lazarus-Bewegung als Kommandozentrale aufgebaut hatten. Mehr als ein Dutzend der nationalen und internationalen Top-Aktivisten befanden sich im Augenblick in diesem Zelt – saßen an ihren mit den Websites der Bewegung verbundenen Computern, registrierten Neuankommlinge, fertigten Spruchbänder und Schilder an und koordinierten Pläne für die bevorstehende Massenkundgebung. Andere Gruppierungen in der TechStock-Koalition wie der Sierra Club, Earth First! und ähnliche Vereinigungen hatten ihre eigenen, über das ständig größer werdende Lager der Demonstranten verteilten Hauptquartiere, doch MacNamara wusste, dass er zur genau richtigen Zeit am richtigen Ort war.

Die Lazarus-Bewegung war die treibende Kraft hinter dem Protest. Die anderen Antitechnologie- und Umweltorganisationen waren nur deshalb mit von der Partie, weil sie verzweifelt versuchten, etwas gegen ihre stetig sinkenden Mitgliederzahlen und den damit einhergehenden schwindenden Einfluss zu tun. Immer mehr ihrer engagiertesten Mitglieder verließen die Organisationen, um sich der Lazarus-Bewegung anzuschließen, angezogen von der Klarheit ihrer Visionen und ihrem Mut, sich mit den mächtigsten Konzernen und Regierungen anzulegen. Selbst die Ermordung einiger ihrer Aktivisten vor kurzem in Zimbabwe wirkte wie ein Sammelruf unter die Fahnen von Lazarus. Bilder von dem Massaker in Kusasa wurden als Beweis dafür gezeigt, wie sehr die »Führer der globalen Konzerne« und ihre Marionettenregierungen die Bewegung und ihre Botschaft fürchteten.

Der hagere Kanadier mit dem zerklüfteten Gesicht richtete sich noch ein wenig mehr auf.

Mehrere verwegene aussehende junge Männer näherten sich dem olivegrünen Zelt und bahnten sich zielstrebig einen Weg durch die Menge. Jeder der jungen Männer trug einen langen Seesack über die Schulter geworfen. Sie bewegten sich mit der vorsichtigen Eleganz von Raubkatzen.

Einer nach dem anderen erreichte das Zelt und schlüpfte hinein.

»Sieh an, sieh an«, murmelte Malachi MacNamara leise. Seine blassblauen Augen funkelten. »Wie überaus interessant.«

Die Originalausgabe

The Lazarus Vendetta

erschien 2004 bei St. Martin's Griffin, New York

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige Deutsche Erstausgabe 01/2007

Copyright © 2004 by Myn Pyn LLC.

Copyright © 2007 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: © Cover Artwork by Nick Castle

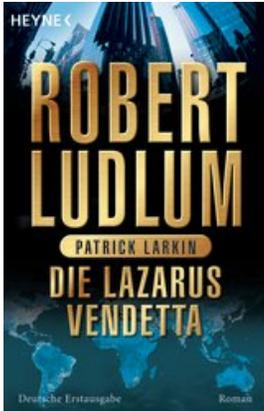
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-543-43059-4

www.heyne.de



Robert Ludlum, Patrick Larkin

Die Lazarus-Vendetta

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43059-4

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2006

Die Lazarus-Gruppe ist die Speerspitze einer Umweltbewegung, die gegen die Technologisierung der Welt kämpft. Sie wird angeführt von einem mysteriösen Führer mit dem Namen »Lazarus«. Als nach einer Attacke auf ein Forschungslabor tausende Menschen ums Leben kommen, schlägt die Stunde von Colonel Smith.



Der Titel im Katalog